Abonnementspreis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh 9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 13. **Freitag** den 8. Januar 1892. **86. Jahrgang**

Khedive Tewfik †.

△ Das alte Wunderland Egypten hat seinen Herrscher verloren. Khedive Tewfik starb am 7. Januar an der tückischen Krankheit, die jetzt aller Orten Opfer fordert, an der Influenza.

Der Tod des Khedive kommt unerwartet, man hatte erst vorgestern von seiner Krankheit vernommen, und dieser Nachricht folgte die Todesbotschaft auf dem Fuße. In der Reihe der egyptischen Herrscher aus dem Stamme Mehemeds nimmt Tewfik eine hervorragende Stellung nicht ein. Mit fremder Hilfe auf den Thron gehoben, hat er sich nur mit fremder Hilfe auf demselben erhalten, freilich nicht durch die Gewalt der Waffen, wohl aber durch die Gewalt des Goldes.

Als der alte Mehemed Ali Pascha im Jahre 1849 aus dem Leben schied, nachdem er seinem Adoptivsohn Ibrahim ein Jahr vorher die Regierung übergeben hatte, die dieser freilich nur einige Monate führte und dann starb, da befand sich das egyptische Volk in einer drückenden Lage. Mehemed's Aussaugungssystem hatte die Fellahs zu Bettlern gemacht, und wenn auch durch seine Wasserbauten Mehemed der Natur einen großen Theil Landes zu Culturzwecken abgerungen hatte, so war dieser Erfolg doch nur ihm und nicht dem ausgemergelten Volke zu Gute gekommen. Mit Jubel wurde Abbas Pascha begrüßt und er rechtfertigte das Vertrauen, das man in ihn setzte. Er reducirte die Marine, die hohen Gehälter der Beamten, er beseitigte das Monopolwesen und befreite die Landbevölkerung von den Großgrundpachtsystem und den Erpressungen der Beamten. Der Pforte gegenüber hielt sich Abbas loyal und es war somit die beste Hoffnung vorhanden, daß das schöne Nilland einem Aufschwunge entgegengehe. Leider starb Abbas bald. Unter seinem Nachfolger Said, der 1854 den Thron der Pharaonen bestieg, wurden zwar die Maßnahmen zur Erwekkung des Wohlstandes fortgesetzt, allein Said litt an dem alten Uebel der orientalischen Herrscher, an der Verschwendungssucht, und dadurch belastete er das Volk mit großen Steuern. Unter seiner Regierung begann der Gegensatz zwischen England und Frankreich in ihrer Stellung zu Egypten mehr hervorzutreten. Said beschäftigte sich stark mit dem Suezcanalproject und wurde hierin von Frankreich unterstützt, während England die Idee mit scheelen Augen verfolgte. Die Vollendung des Canals sollte er nicht erleben. 1863 starb er, und Ismael Pascha, der Sohn Ibrahims, folgte ihm in der Regierung. Mit seinem Namen ist die jüngste Geschichte Egyptens eng verknüpft. Seine Thaten und seine Unthaten sind noch in Aller Gedächtniß. Verschwenderisch und schlau, das sind die Charaktereigenschaften dieses Fürsten, der wie ein Prinz aus Tausend und einer Nacht erscheint. Ungezählte Summen kosteten 1869 die Festlichkeiten zur Eröffnung des Suezcanals, eben so viel kostete ihm seine Rangerhöhung zum Khedive, Vicekönig, während seine Vorfahren nur Valis gewesen waren, aber Ismael schien alle Schwierigkeiten spielend zu überwinden. Unter Munzinger, dem Gouverneur von Massauah, eroberte sein Heer einem Theil Nordabessiniens, seine Soldaten drangen in Dar Fur, Dar Fertit, Zeila, Berbera, Harrar ein und brachten diese Länder unter Ismael's Botmäßigkeit, und der 1. Januar 1876 regelte die Gerichtsbarkeit in einem seiner Würde entsprechenden Sinne. So schien Alles glänzend und groß zu sein und Egypten einem großen politischen Aufschwung entgegen zu gehen, da brach das mühsam aufrecht erhaltene Budget zusammen. Ismael brauchte Geld. Disraeli kaufte ihm seine Suezcanalactien für 80 Millionen Mark ab und damit machte sich England zum Mitregenten. Theilweise wurde die Zinszahlung suspendirt, der Khedive mußte sein Privateigenthum verpfänden, Dafra-Anleihe, und die Mächte setzten Wilson als Finanzminister und Blignières als Bauten-minister ein. Lange gefiel dies freilich Ismael nicht, denn er setzte diese Minister im April 1879 ab und verweigerte die Zinszahlung der unificirten Schuld. Indessen England ließ nicht mit sich spaßen und am 25. Juni 1879 fiel auf das Betreiben der Mächte der stolze Ismael und nach dem im Jahre 1841 und 1873 erschienenen Ferman, welcher das Nachfolgerecht im Sinne der Erstgeburt und directer Erbfolge regelte, bestieg sein 1852 geborener Sohn Tewfik den Thron. Mit einer Anzahl seiner Haremsdamen ließ sich Ismael an dem Busen von Neapel nieder.

Für die Mächte, die nun das eigentliche Regiment übernahmen, war die erste Sorge, die Schulden in Ordnung zu bringen. Das Budget mußte unter allen Umständen ins Gleichgewicht gebracht werden. Das ging nun freilich nicht ohne einige Ungerechtigkeiten ab. Eine Anzahl Officiere wurden ohne Zahlung des rückständigen Soldes entlassen und dadurch gereizt. Oberst Achmed Arabi organisirte mit den Unzufriedenen einige Revolten, die schließlich bei der schwachen Haltung des Khedive zu Achmed's Sieg und seiner Ernennung zum Kriegsminister führten. Arabi riß die ganze Gewalt an sich, erklärte sich zum Haupt der Nationalpartei und zettelte Excesse mit den Fremden an. In Alexandria floß Blut und dies reizte die Engländer zu dem vor der Geschichte nicht gerechtfertigten Schritte der Beschießung Alexandriens am 11. Juli 1882 durch Seymour. Das Gegentheil der Absicht wurde erzielt. Die Soldaten richteten unter den Fremden ein Blutbad an und steckten ihre Häuser in Brand. Da schickte die englische Regierung unter Wolseley ein Landheer gegen Arabi Pascha und dieser schlug ihn am 13. September bei Tel el Kebir. Arabi wurde gefangen und nach Indien geschickt.

Die Schlacht bei Tel el Kebir besiegelte die Hegemonie Englands. Es occupirte das Land und englische Beamte und Officiere suchten und suchen nun nicht zu ihrem Nachtheile seit jener Zeit eine gesunde Verwaltung zu Stande zu bringen. Viel Glück haben sie nicht dabei gehabt. Das hat aber ihre Thätigkeit nicht gehindert, die Einsprüche Frankreichs sind tauben Ohren begegnet, die Schuldentilgung und Zinszahlung hat zwar wieder begonnen und unter der Garantie aller Mächte sind sogar 3½ Procent Egypter ausgegeben worden, der Wohlstand ist im Wachsen begriffen, aber ob das Land nun wirklich zur Ruhe gekommen ist, ob nicht noch größere Stürme drohen, das steht dahin. Unter dem schwachen Tewfik begründete der Mahdi seine Macht, der Sudan fiel ihm zu, Khartum und der edle Gordon fielen, Italien setzte sich in Massauah fest, Rußland sicherte sich Einfluß in Abessinien. England ist der eigentliche Herrscher in Egypten und wird seine mit Blut und Geld bezahlte Stellung nicht so leicht aufgeben.

Seinem Vater Tewfik folgt der am 14. Juli 1874 geborene Erbprinz Abbas Pascha in der Regierung. Der Prinz ist europäisch erzogen. Noch jung, hat er noch nicht von sich reden gemacht. Möge es ihm wie seinem Ahnen gleichen Namens vergönnt sein, dem alten Wunderlande einen neuen Zauber zu entlocken, es wirthschaftlich auf die ihm zukommende Höhe zu bringen.

Leipzig, 8. Januar.

* Der Kaiser hat die Glückwunschadresse der Stadtverordneten zu Berlin mit folgendem Allerhöchsten Handschreiben beantwortet:

Bei dem Eintritt in das neue Jahr haben Mich die Stadtverordneten Meiner Haupt- und Residenzstadt Berlin mit Glückwünschen für Mich und Meine Familie begrüßt und den Gefühlen der Treue und Ergebenheit Ausdruck gegeben. Aufrichtig erfreut durch dieses erneute Zeichen vertrauensvoller Anhänglichkeit gebe Ich den Stadtverordneten Meinen wärmsten Dank zu erkennen. Zugleich spreche Ich es gern aus, daß Mir das Wohlergehen der Berliner Bürgerschaft besonders am Herzen liegt und Ich die ernsten Bemühungen der städtischen Verwaltung, die durch das schnelle Anwachsen der Reichshauptstadt und die Zeitverhältnisse hervorgerufenen mannigfachen Schäden und Nothstände nach Kräften zu lindern, mit lebhaftem Interesse begleite.

Berlin, den 6. Januar 1892.

Wilhelm R.

An die Stadtverordneten zu Berlin.

* In einer Neujahrsbetrachtung schrieb das Militair-Wochenblatt:

„Der Rückblick zeigt uns in allen Heeren Europas eine rastlose Thätigkeit, den Rückstand zu überbieten in der Zahl der Streiter, in deren Organisation, in der Ausrüstung, Ausbildung und in dem Streben, für die veränderten Waffen auch die richtige Taktik zu finden. Die Thätigkeit in den obigen verschiedenen Richtungen ist aber weder in der Theorie, noch in der Praxis als abgeschlossen zu betrachten, der größere Theil dieser Thätigkeiten ist noch im Werden begriffen und ringt nach Gestaltung. An das Wissen, die Einsicht und Arbeitskraft jedes Einzelnen werden dadurch erhöhte Anforderungen gestellt, denen nur mit Aufbietung aller Kräfte genügt werden kann. In die Gefahr ist vorhanden, daß ein großer Theil Derjenigen, auf deren Schultern hauptsächlich die Arbeitslast liegt, das sind die Vorgesetzten, Officiere und Unteroffiziere, dieser Last erliegt und vor der Zeit verbraucht wird. Diese rastlose Arbeit, die Streitmacht des Staates nach jeder Richtung hin zu vervollkommnen, ist das Kennzeichen der vergangenen Jahre, in erhöhtem Maße das des letzten gewesen und wird auch dem kommenden Jahre seinen Stempel aufdrücken. Wer wird Sieger sein in diesem Wettstreit der Völker? Derjenige, welcher es versteht, die stärkste Triebkraft in diese ewige rastlose Arbeit zu bringen, der wird das schneidigste Werkzeug zum Siege, das beste Heer besitzen. Wohl ist es nothwendig, daß wir den Nachbarn an Zahl der Streitkräfte, Güte der Ausrüstung u. s. w. nicht nachstehen, aber immer mehr bricht sich die Ansicht Bahn, daß das moralische Element die stärkste treibende Feder ist, sowohl in der ewig gleich gestellten Uhr des Dienstes wie in aller anderen zu leistenden Arbeit. Das moralische Element im Heere ist maßgebend für seine Qualität, und die Qualität eines Heeres ist ein so wichtiger Factor zum Siege als seine Quantität, das zeigt uns die Kriegsgeschichte aller Zeiten."

* Die Deutschen in Rangoon haben als Geschenk für den Fürsten Bismarck einen silbernen Tafelaufsatz kunstvollster Arbeit im Werthe von mehr als 10 000 ℳ nach Hamburg geschickt, welcher dem Fürsten in den nächsten Tagen überreicht werden soll.

* Ueber das Verhältniß der preußischen Regierung zu den Polen bringt die „Schlesische Zeitung" eine Correspondenz aus Berlin, die stellenweise Erstaunen hervorrufen dürfte. Unter Anderm wird gesagt:

„Durch die Duldung jeden Religionsgebrauchs, so lange derselbe den Gesetzen nicht widerstreitet, hat sich Preußen aus Angehörigen aller Confessionen und Nationalitäten die brauchbarsten Stützen des Staates geschaffen. Warum sollte es das nicht auch bei den Polen versuchen?"

Dieser Versuch ist, bemerkt der „Hannov. Cour.", eben schon mehrfach gemacht worden und hat Früchte getragen, welche nöthigten, von einer Fortführung desselben abzusehen. Die Gegner der gegenwärtigen polnischen Politik können eben keinen Grund entdecken, weshalb diese Versuche, die sich nicht bewährt haben, unter jeder Regierung wiederholt werden sollen. — Weiter heißt es in der Zuschrift der „Schles. Ztg.":

„Fürst Bismarck hat einst den Ausspruch gethan, er unterscheide wesentlich zwei Kategorien von Nationen: männliche und weibliche; die Polen gehörten zu den weiblichen Nationen. Der große Staatsmann verriet auch hierbei seinen scharfen Blick. Die Polen theilen in der That mit den Frauen wie deren Fehler, so auch deren Vorzüge. Nicht übermäßig logisch denkend, leicht erglüht und in ihrer Aufregung über's Ziel schießend, sind sie auf der anderen Seite auch um so hingebender, aufopfernder und treuer. Wo sie den stärkeren Willen erkennen, beugen sie sich, wenn auch nicht gern. Daß dieser stärkere Wille in Preußen nach wie vor vorhanden und jederzeit kräftig genug und in der Lage ist, Uebergriffen zu wehren, darauf können sich die Polen ebenso sicher verlassen, wie es ihnen unbenommen bleibt, sich so frei zu bewegen, wie es die Gesetze des Staates irgend gestatten."

Die citirte Bemerkung des Fürsten Bismarck ist zweifellos zutreffend. Aber sie scheint doch gerade die schärfste Verurtheilung des gegenwärtigen Systems zu enthalten. Denn die Polen werden eben in fortwährender Nachgiebigkeit nicht „den stärkeren Willen erkennen". — Die „Schlesische Zeitung" macht zu den Ausführungen ihres Gewährsmannes selbst folgende kritische Bemerkung:

„Wir müssen es dahingestellt sein lassen, ob unser Gewährsmann die ihm jedenfalls nur mündlich zu Theil gewordene Information in allen Puncten richtig wiedergegeben hat. So, wie sie hier vorliegt sind, dürften die für die Regierung maßgebenden Gesichtspuncte nach mancher Richtung hin auf Widerspruch stoßen."

* Mit großer Spannung sieht man dem Betrage der Mehreinnahmen entgegen, welche durch das neue preußische Einkommensteuergesetz mit der Selbsterklärung erzielt werden. Die Schätzungen sind natürlich augenblicklich noch ohne jeden festen Anhalt; als ungünstig wird der Umstand zu betrachten sein, daß die bei der Steuererklärung zu Grunde zu legenden beiden letzten Jahre anerkannt schlechte Geschäftsjahre waren. Die Schätzungen über das Mehrergebniß sind denn auch naturgemäß sehr schwankend, eine mittlere Berechnung kommt zu einem Resultat von etwa 15 Millionen Mark Mehrertrag. Ueber die Verwendung dieses Mehrertrags (über 80 Millionen Mark und für die folgenden Jahre 4 Proc. steigend) bestimmt bekanntlich das Gesetz, daß die Ueberschüsse nach Maßgabe eines zu erlassenden besonderen Gesetzes zur Durchführung der Beseitigung der Grund- und Gebäudesteuer als Staatssteuer, bezw. der Ueberweisung derselben an communale Verbände zu verwenden, bis zum Erlasse dieses Gesetzes, jedoch längstens bis zum Etatsjahr 1893/94 einschließlich, zu einem besondern von dem Finanzminister zu verwaltenden Fonds abzuführen sind. Von dem Mehrertrag werden jedenfalls die großen industrie- und handelsreichen Städte einen starken Antheil aufbringen. Man wird aber als selbstverständlich voraussetzen dürfen, daß die Communalzuschläge zur Staatseinkommensteuer sich auf einer Höhe halten, daß der Ertrag aus der Gemeindeeinkommensteuer die bisher daraus gezogenen Beträge nicht erheblich übersteigt.

* Zu der nunmehr feststehenden Einleitung des Disciplinar-Verfahrens gegen den Grafen Limburg-Stirum bemerken die „Hamburger Nachrichten":

Es ist nicht recht klar, in welcher Eigenschaft gegen den Grafen Limburg-Stirum die Disciplinaruntersuchung eingeleitet sein soll.

Feuilleton.

Das geflügelte Rad.

5] Roman von Hermann Heinrich.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Als wissenschaftlich und technisch gebildeter Mann ging er hierbei wissenschaftlich zu Werke. Wochen hindurch war er auf dem königlichen Patentamte täglicher Besucher. Hier studirte er sämmtliche Zeichnungen der bereits vorhandenen Patente, um sich über das bereits Vorhandene zu unterrichten und in der Erwartung, daß ihm dabei ein neuer Gedanke aufgehen werde. Hierin aber hatte er sich getäuscht. Er fand Vieles, was ihm sofort als unbrauchbar erschien, und Manches, was der Verwirklichung der Idee schon sehr nahe kam; aber eigene selbstständige Gedanken kamen ihm nicht. Er war eben keine schöpferische Natur, die selbstthätig gestaltet und das Alte zu neuen, originellen Formen umbildet. So praktisch tüchtig er sich sonst erwies und so glänzend sein Witz war, in dieser Beziehung glich sein Geist einer tauben Aehre.

Amalie verfolgte das Studium des Ingenieurs mit Interesse und ließ sich oft von ihm darüber berichten. Sie war dem schönen Manne von Herzen zugethan und wünschte, daß ihm die Erfindung gelingen möge. Aber wenn sie ihn liebte, warum bot sie ihm denn nicht bedingungslos ihre Hand? Warum machte sie die Verbindung von einer Bedingung abhängig, die zu erfüllen kein Mensch mit Bestimmtheit hoffen durfte? Diese Frage hatte sie sich selbst oft vorgelegt. Und die Antwort darauf lautete: weil dem Ingenieur bei all' seinen glänzenden Eigenschaften ein Etwas fehlte, was sie mehr fühlte als mit Worten bezeichnen konnte. Anna hatte dieses Fehlende „Gemüth" genannt. „Er hat einen scharfen Verstand aber ein leeres Herz. Er liebt nur sich und Alles, was ihm nützt." Ob sie recht hatte, ob Dorner wirklich nichts weiter war als ein kalt berechnender Egoist? Amalie konnte diese Frage nicht beantworten, aber eben deshalb suchte sie ihn für ein Werk der Menschlichkeit zu begeistern, dessen glückliche Ausführung ihm zugleich eine große Bedeutung in der Welt geben mußte.

Dorner hütete sich wohl, die Ergebnißlosigkeit seines bisherigen Studiums Amalie zu verrathen. Im Gegentheil schilderte er seine Pläne in großen Worten und erregte die Erwartung, daß er in nicht zu ferner Zeit sein Ziel erreichen werde. Als Amalie kurz vor Weihnachten der Einladung zu einer Reise nach Italien folgte, die von Seiten eines nahen Verwandten ihres verstorbenen Gemahls an sie erging, verabschiedete sie sich von dem Ingenieur mit den herzlichsten Wünschen für seine Arbeit. Sie war überzeugt, nach ihrer Rückkehr die Verlobung mit Dorner feiern zu können.

Dieser aber, überzeugt, daß er weder durch eigenes Genie noch durch irgend eine Inspiration das Problem lösen werde, betrat den Weg, der schon oft zum Ziele geführt hat, den Weg der geschäftlichen Vermittelung.

Eines Tages ging er direct aus dem Bureau nach der Leipziger Straße. Vor einem jener neuen Häuser, die durch ihre architektonisch reichen Sandsteinfaçaden, sowie durch die hohen Giebel und Thürmchen Aufsehen erregen, mäßigte er seine Schritte. Die prächtigen Schaufäden zu beiden Seiten der Thür würdigte er keines Blickes. „Technisches und Patent-Bureau" war an der Thür mit goldenen Buchstaben auf polirtem schwarzen Granit zu lesen. „Leopold Libauer u. Co." hieß die Firma.

Er eilte eine Treppe hinauf und trat in das Bureau. Ein weiter, schön ausgestatteter Raum war mit einer Menge von Schreibpulten und Tischen ausgefüllt, vor denen Beamte des Bureaus in eifriger Arbeit standen oder saßen. Die Thür nach links war geöffnet und zeigte noch einige Zimmer, die demselben Zwecke dienten. Die Firma Libauer u. Co. mußte eine sehr bedeutende sein und besonderes Vertrauen genießen. Dorner fragte, ob Herr Libauer anwesend sei, und als die Beamten es bejahten, ging er auf die Thür rechts zu, klopfte an und trat in das anstoßende Zimmer.

Herr Libauer saß an einem eichenen Schreibtisch von reicher Schnitzerei. Ein Sopha mit Sesseln lud zum Sitzen ein. Seidene Gardinen decorirten die Fenster, und an den Wänden hingen große Stahlstiche in breitem Rahmen. Das nicht zu große Zimmer machte einen behaglichen Eindruck.

Herr Libauer schien den Eintretenden zunächst nicht zu bemerken. Als er aber Dorner's Stimme erkannte, sprang er schnell auf und ging dem Ingenieur mit verbindlichem Lächeln entgegen.

„Seien Sie gegrüßt, Herr Dorner! Bitte nehmen Sie Platz! Was verschafft mir die Ehre?"

„Eine geschäftliche Angelegenheit, Herr Libauer."

„Haben eine wichtige Erfindung gemacht? Suchen ein Patent nach?" fragte Libauer mit schlauem Lächeln.

„Sie wissen, daß ich zu der curiosen Gemeinschaft der Leute, welche der Welt mit neuen Erfindungen glauben unter die Arme greifen zu müssen, nicht gehöre, ebensowenig wie Sie selbst, Herr Libauer", entgegnete Dorner mit leichtem Spott.

Libauer nickte. „Gott sei Dank, nein."

„Und dennoch ist es eine Erfindung, die mich zu Ihnen führt. Ich suche eine Kuppelung."

„Das überrascht mich. Ich denke, die Herren Sachverständigen halten die Erfindung für unmöglich."

„So ist es", entgegnete Dorner. „Diese Ueberzeugung, daß das Problem einer gefahrlosen Kuppelung nicht zu lösen ist, hat sich bei mir noch verstärkt durch das eingehende Studium sämmtlicher Patente auf dem königlichen Patentamt. Es heißt Zeit und Kräfte vergeuden, sich damit zu befassen. Dennoch interessire ich mich dafür. Ich wünsche, eine Erfindung dieser Art durch Kauf in meinen Besitz zu bringen."

„Aber welches Interesse können Sie an einem nach Ihrer Ueberzeugung werthlosen Objecte haben?"

„Ein rein persönliches. Denken Sie, ich will es als Nippsache für meinen Schreibtisch verwenden. Einen öffentlichen Gebrauch will ich von der zu erwerbenden Erfindung niemals machen, und dennoch muß dieselbe mit allen Rechten auf mich übergehen."

„Das ist eigen, Herr Dorner. Doch es ist nicht meine Sache, nach Gründen zu fragen. Ich bin Geschäftsmann, nichts weiter."

„Und das Geschäft soll für Sie ein gutes werden. Es kommt mir auf ein paar tausend Mark nicht an."

Libauer nickte. „Der Auftrag ist nicht leicht, indessen wird seine Ausführung nicht unmöglich sein. Haben Sie sonst noch einen Wunsch, eine Bedingung?"

„Ja, die Erfindung darf selbstverständlich noch nicht patentirt sein."

„Das heißt also, wenn ich Sie recht verstehe, daß auch das Urheberrecht auf Sie übergehen müsse."

„Gewiß. Aber ich wiederhole, daß ich von diesem Rechte niemals einen öffentlichen Gebrauch machen werde. Ungelegenheiten irgend welcher Art können Ihnen also aus dem Geschäft nicht erwachsen."

„Hm! Das ist eine schwierige Bedingung. Die Erfinder sind meistens etwas eitel, und wenn ihnen die Sache nichts weiter einbringt, so wollen sie doch wenigstens auf den Ruhm nicht verzichten."

„Das kommt ganz darauf an, wie man's anfängt. Wenn ihnen die Ergebnißlosigkeit ihrer Bemühungen auf der einen, ein sicherer Gewinn auf der anderen Seite dargestellt wird, so dürfte doch mancher das Gewisse für das Ungewisse nehmen. Sehen Sie sich doch die Erfinder an. Es sind meistens arme Leute, die mit großen Hoffnungen anfangen und schnell genug dem Elend verfallen. Es ist einfach ein gutes Werk, wenn wir ihnen ihr altes Eisen mit einigen hundert oder tausend Mark bezahlen."

„Versuchen wir's!" entgegnete Libauer. „Und gelingt es nicht, nun, so haben wir ja auch nichts verloren."

Dorner verabschiedete sich. Am Abend desselben Tages schrieb er Amalie nach Florenz, daß seine Gedanken der Verwirklichung bereits sehr nahe seien. Er war der Meinung, daß jene Bedingung, an welche die junge Frau ihre Verbindung mit Dorner geknüpft hatte, nur die Folge einer augenblicklichen Gefühlswallung gewesen sei. Wenn er ihr nicht gleichgiltig war, so mußte sie sich mit der guten Absicht begnügen, besonders wenn er ihr die Beweise seines ernsten Strebens vorlegen konnte. Er ging auf ihre Launen ein, um sie um so sicherer in seine Gewalt zu bringen. Und wenn sie erst die Seinige wäre, dann wollte er ihr die Schwärmerei schon abgewöhnen. Er verstand mit Frauen umzugehen, sie zu leiten und zu beherrschen.

Bald nach Ostern empfing Dorner eine Einladung von Libauer. „Es ist auch hohe Zeit, dachte er, wenn bis zur Rückkehr Amaliens noch etwas geschehen soll. Er hatte sich bis jetzt ganz sorglos dem Lebensgenusse hingegeben und nur hin und wieder mit seinen Collegen von der Kuppelung gesprochen. Daß er sich selbst mit einer solchen beschäftige, ließ er deutlich durchblicken, wenn er auch bestimmten Fragen auswich. Jetzt folgte er mit Spannung der Einladung seines Geschäftsfreundes.

„Nun, was sagen Sie dazu!" sagte Libauer, indem er auf ein auf dem Tische stehendes Modell hinwies.

Dorner untersuchte das Modell mit kritischen Blicken. „Sehen Sie", sagte er dann, „das ist auch so eine Kuppelung, die ins Blaue hinein erfunden worden ist, ohne daß sich der Erfinder um die Bedingungen gekümmert hat."

„Aber sie ist nicht schlecht."

„Nein, es ist ein gescheidter Gedanke. Schade darum! Eine Selbstkuppelung ist von vornherein ausgeschlossen."

„Was sind das für Bedingungen, von welchen sie sprechen?"

„Diejenigen, welche die Zeitschrift deutscher Ingenieure veröffentlicht hat und deren erste und hauptsächlichste die Beibehaltung der bisherigen Patentkuppelung fordert."

„So! Damit ist's hier freilich nichts. Hier hat die bisherige Patentkuppelung nichts mehr zu sagen."

„Das ist eben der Fehler."

„Aber für ihre privaten Zwecke fiele dieser Mangel nicht ins Gewicht?"

„Ganz und gar nicht. Ich will nur betonen, daß der Mann umsonst gearbeitet hätte, wenn wir ihm seine Arbeit nicht bezahlten."

„Wer ist der Erfinder?"

„Ein einfacher Arbeiter aus der Centralwerkstatt der Anhalter Bahn, ein Riese von Gestalt, ein Kind von Gemüth. Er erröthete fast, als er mir sagte, daß er eine Kuppelung erfunden habe, und um meine Vermittelung wegen des Patents bat. Ich glaube, der wird uns keine Schwierigkeiten machen."

„Und sein Name?"

„Libauer schwieg einen Augenblick. „Namen thun nichts zur Sache", sagte er dann. „Sie machen das Geschäft mit mir, mit keinem weiter."

„Sie mißtrauen mir?"

SLUB
Wir führen Wissen.